

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 16

Rubrik: Kleine Umschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Taiötlschwang.

Jubel herrscht in Hankau. Den chinesischen Divisionen, die in Schantung angegriffen, ist es gelungen, den linken japanischen Flügel zu schlagen und nach Norden zurückzutreiben. Wochenlang hatte die Schlacht gewütet. Meldungen der verschiedensten Art wurden in die Welt gesandt. Bald waren einige Tausend Chinesen umzingelt und verloren, bald wieder eine japanische Division aufgerieben. Nur an Hand einer Karte ließ sich erkennen, daß tatsächlich eine japanische Schlappe heranreife, und in den ersten Apriltagen zeigte sich, daß diese Schlappe bedeutende Ausmaße angenommen.

Im Mittelpunkt der Meldungen stand das Städtchen Taierschwang oder, da das Chinesisch kein „r“ aufweist, Taiötlschwang. Wie in allen modernen Stellungskriegen wurde auch in diesem Nest um einzelne Häuser mit höllischer Erbitterung gestritten. Zum Schluß aber scheinen die Japaner aus irgendwelchen Gründen die Kraft zum weiteren Kämpfen verloren zu haben und nach dem Nordwesten geflüchtet zu sein. Das chinesische Angriffsziel, Tsinan, die Hauptstadt von Schantung, ist freilich noch lange nicht erreicht, und am Kaiserkanal, der großen Wasserverbindungslinie zwischen Hoangho und Jangtse, stehen intakte japanische Stellungen.

Der Sieg von Taiötlschwang hat vor allem moralische Bedeutung. Er zeigt den Chinesen, daß die doppelte Kriegstatistik Erfolge zu reifen verpflichtet. Die Japaner vermochten nicht rechtzeitig genügende Verstärkungen heranzuziehen, und es haperte mit dem Munitionsnachschub und der Verproviantierung. Der Grund aber, warum die rückwärtigen Verbindungen nicht klappten, liegt in den Erfolgen der chinesischen Freischärler, die im Rücken der Invasionsarmee Brücken und Bahnkörper an vielen Stellen gesprengt, steckengebliebene Munitionskolonnen aufgegriffen und auf diese Weise die zu weit vorgeschobenen gegnerischen Linien untergraben hatten.

Die gleiche bedenkliche Lage besteht auch an andern Teilen der Front. Wer eine Chinakarte zur Hand nimmt, sieht, daß der japanische Westflügel der Nordfront bis an die Grenze der Schansiprovins, ins große Knie des Hoangho, reicht. Von dort aus wollten die japanischen Generäle die tödliche Umfassung einleiten, die gesamte chinesische Arme vom Westen her überflügeln, die Lunghaibahn, die wichtigste chinesische West-Ost-Linie im Hinterland anschneiden und wer weiß wie viele Hunderttausende einkreisen.

Man kann nur vermuten, weshalb dieses riesige Umgebungsmanöver nie ausgeführt wurde: Nicht die Unmöglichkeit, den gelben Fluß, den Hoangho, zu überschreiten, sondern die Freischärler im Rücken zwangen auch hier zum Stoppen des weitern Vormarsches. Dann setzte die chinesische Offensive in Schantung ein, und sehr wahrscheinlich wurden die Japaner gezwungen, den Westflügel zu schwächen. Das heißt aber, daß nun in Schansi ähnliche chinesische Attaken gegen rückwärts unterminierte Linien möglich werden.

Der chinesische Erfolg hat aber noch ein anderes Gesicht. Er wäre ohne gehörige Ausrüstung mit modernen Waffen nicht möglich gewesen. Das russische Material rollt ins Land, die Wege werden täglich besser; die „Wüstenautos“ funktionieren; die eingeführten Flugzeuge und Piloten werden nicht gezählt, aber die Japaner protestieren dagegen; die in Moskau ausgebildeten Chinesen jedoch werden den Russen an Tüchtigkeit nicht nachstehen, und mit jedem Monat werden es mehr sein, die fliegen und Bomben nach Zielen zu werfen verstehen. China führt den russischen Krieg gegen Japan. Und Stalin sieht sich im Osten auf lange Sicht entlastet, wenn China Japan wirklich in Schach hält. Daß daneben englisches und weiterhin deutsches Material den Weg zu den Chinesen findet, versteht sich von selbst.

In Japan schwellt unterirdische Unruhe. Das Abenteuer in China ist ganz anders herausgekommen, als die Generäle gedacht. Von einer Strafexpedition gegen Räuber-Generäle spricht man nicht mehr, dagegen von einem langen und schweren Kriege, von den äußersten Kraftanstrengungen, von Steuererhöhungen, von einer Teuerungswelle, von notwendi-

gen Lohnerhöhungen bei vielen Arbeiterkategorien, von der Mobilisierung des nationalen Willens. Und dabei sehen die Führer Japans, daß sie gegen einen unsichtbaren Feind kämpfen, der die sichtbaren, von sich aus nur schlecht bewehrten Chinesen stählt und erst dem Patriotismus des großen Kulturvolkes die Waffen gibt, die das Durchhalten und vielleicht mehr ermöglichen. In der Regierung wird von einer äußersten Kraftanstrengung auch außenpolitischer Art gesprochen, was unter Umständen den Konflikt mit Rußland bedeutet.

Eine japanische Kriegserklärung an Rußland kann aber nur einen Sinn haben, wenn das Dritte Reich, Polen und Rumänien Rußland von Westen fassen, und eine Versuchung hierzu könnte bestimmt erwachen, wenn Japan den Konflikt vom Zaune bräche. Die nächsten Monate müssen entscheiden, ob Japan das Babanque-Spiel magt. Wagen muß! Freiwillig werden auch die Generäle des Mitado keinen Zweifrontenkrieg eröffnen. Tun sie es, so heißt dies, daß sie am Ausgang des chinesischen Ringens verzweifeln und die Kraftquelle Chinas dort anzapfen wollen, wo die Hauptader zu finden ist, in Rußland.

Von sich aus wird das Dritte Reich den Kampf gegen Moskau nicht eröffnen, ehe die nähern „Sorgen“ überwunden sind. Am 10. April haben Deutschland und Oesterreich — während in Frankreich das Kabinett Blum der Regierung Daladier Platz machte — den „großdeutschen Tag“ gefeiert und mit 99% Stimmenmehrheit den Anschluß bejaht. Die 40 Prozent Antihitlerstimmen im Alpenland und in Wien sind „ins Unterbewußtsein“ versunken. Nunmehr werden die Verhandlungen mit der Tschechei beginnen. Und auch in Spanien gibts zu schaffen: 20 km vor dem Meer verstärkte sich fast in letzter Stunde der republikanische Widerstand. Das ruft nach neuen technischen Einsähen. Fürs große Rußlandabenteuer hat man in Berlin durchaus noch nicht Zeit. —an—

Kleine Umschau

Unter Kältebeben — der Einbruch der Wipe in unsere grü nende und blühende Welt war wirklich nicht schön — gehen wir Ostern entgegen. Aber jedem Menschen, sei er reich oder arm, ist nun einmal zuerst ein Karfreitag beschieden, bevor er Osterfreuden genießen darf!

Nun werden wieder Reisepläne verwirklicht. Man strebt von zu Hause fort oder kehrt zu Besuch seiner Angehörigen nach Hause. Beides ist schön, und auch das Zuhausebleiben hat seinen Reiz. Vielen ist nur schon das Rollen der Eisenbahnräder ein Genuß. Auf Reisen kann man immer allerhand erleben und namentlich seine Mitmenschen genießen. Schon öfters habe ich mich Reflexionen darüber hingegeben, ob es denn wirklich nötig sei, die Waggontüren mit aller Gewalt zuzuschmettern! Selten ein Reisender oder eine Reisende, die nicht an diesen glücklichenherweise und wohl in der Borausicht ihrer Behandlung sehr massiven Türen seine Armkräfte erproben würde. Und dann ist auch das Aufreißen der Waggonfenster. Man kommt in den Waggon, sucht seinen Platz und macht dann, bevor noch der Zug in Bewegung ist, das Fenster auf. Bei einer Fahrt war etwas recht hübsches zu beobachten. Kam da ein junges, wie eine reife Frühlingsblüte bemaltes Wesen in die Eisenbahn. Sofort die bewußte Geste mit den rotenagelten Händchen: Fenster auf! „Es ist geheißt“, protestierte eine ältere Dame. „Ja, aber es stinkt!“ kam es aus dem schön geschwungenen Mund. „Vorher hat man nichts davon verspürt!“ erwiderte die Dame mit feinem Lächeln.

So das Publikum. Aber über die Kondukteure ist mit ganz wenigen Ausnahmen gar nichts zu sagen als daß sie aufmerksam und höflich sind. Besonders auf den Nebenbahnen befleißten sie sich, dem Publikum das Reisen so angenehm und so reibungslos wie möglich zu gestalten. Als Beispiel diene ein eigenes Erlebnis. Es war auf irgendeiner eingleisigen Bahn in ziemlicher Entfernung von Bern. Ich war etwas zu früh auf den Bahnhof gekommen und die Bähnler waren mit Einladen noch nicht fertig geworden. „Geht nur ruhig wieder in die

Wirtschaft zurück“, riet der Vorstand — er muß es gewesen sein, „statt daß Ihr auf dem zugigen Perron wartet. Es reicht gerade zu einem Kaffee-crème. Ich werde Euch dann schon holen kommen, wenn es Zeit ist.“ Und richtig erschien der gute Mann, als die Zeit gekommen war, unter der Tür und kam mich „reichen“.

So, das wäre etwas vom Reisen. Und nun wollen wir uns einmal bei unserer Sprache aufhalten. Ein Fachblatt ist es, das uns veranlaßt, einmal unserer Sprachsünden inne zu werden. Nämlich Sprachsünden wider unsern Dialekt. Sagt da eine Frau zur andern: „Gib mir doch meine Nismete, sie ist dort im Kasten in der Drucke beim Pfeister“. „Ach so“, erwiderte das gebildete und belesene Fräulein: „Das Strickzeug, das im Schrank beim Diwan in der Schachtel neben dem Fenster ist?“ Eine Frau verlangt in einem Laden ein Mädeli Anken — eine andere wünscht hundert Gramm Tafelbutter. Bei einer bestimmten Generation gibts nicht mehr Aepfel- und Zwetschgenweihen, sondern Fruchtekuchen mit oder ohne Schlagrahm statt Nidel. Und mich apostrophierte einstmal eine Serviertochter in einem feinen Restaurant, in das ich mich gewagt hatte, folgendermaßen, als ich zum Tee ein „Güezi“ verlangte: „Sie wünschen wohl eine Patisserie??“

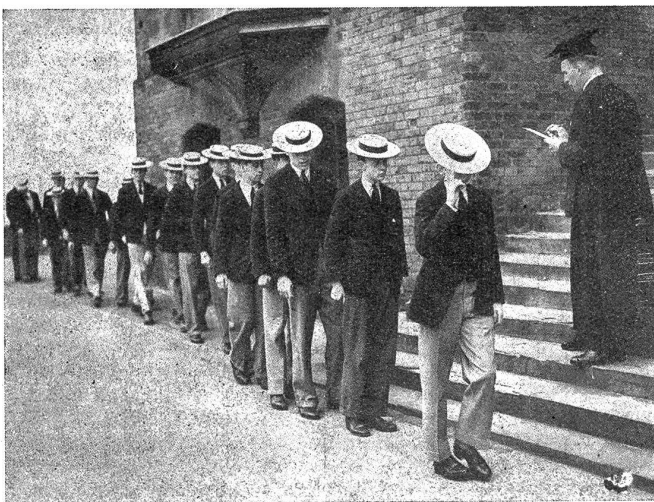
Was gibt es sonst in Bern? fragen uns die Leute, und das fragen auch wir. Die Leistveranstaltungen sind jetzt so ziemlich vorüber. Reger Diskussion ruft jeweilen, das ist ganz klar, der Leistausflug. Bei dessen Besprechung werden vorjährige Erinnerungen, die im Lichte des Vergangenen und Ueberwundenen einen milderen Schein erhielten, als warnendes Beispiel laut, wie Erlebnisse mit „Schnapperchären“ und „Tschäderichären“, welchen Namen die Autos erhielten, die die Leistmitglieder in irgendeiner verlassenem Gegend stundenlang zu beschaulicher Ruhe zwangen. Man lernt bei diesen Leistveranstaltungen so manche Not aus der Nähe kennen, so die Einwirkungen der Einbahnverordnungen im Straßenverkehr, die die Leute zwingen, mit den Möbeln einen Keß durch verschiedene andere Straßen zu machen, bis sie bei dem gegenüberliegenden Haus, in das gezügelt werden soll, niedergelegt werden können. Denn schnurgerade über eine Einbahnstraße darf nichts mehr gefahren werden. Aber man vernimmt auch wieder, wie schön sich die Leiste an gemeinnützigen Unternehmungen, auch wenn sie sich außerhalb ihrer eigenen Straßen und Gassen auswirken, viel mehr aber bei den eigenen Leuten, beteiligen.

In den Schaufenstern der Konditoren liegen die alljährlich wiederkehrenden „poissons d'avril“, größere und kleinere Fische

in buntem Durcheinander. Wer denkt da nicht an die Traumgestalten der kleinen Fische, die Freude, und die großen, die Ungemach ankündigen sollen — es kann auch umgekehrt sein. Welche Bewandnis hat es mit diesen Aprilfischen, die auf den romanischen Einschlaf unserer Bundesstadt hinweisen? Woher kommen überhaupt die Aprilscherze? Der Brauch, irgend jemand einen Schabernak zu spielen, soll nach dem Deutschen Wörterbuch von Jakob und Wilhelm Grimm erst in den letzten Jahrhunderten aus Frankreich her zu uns gekommen sein. Was aber war denn das anderes als ein Aprilscherz, als bei den Griechen Rhea-Kybele den Kinder fressenden Chronos — vielleicht ist auch der Kindlifresserbrunnen ein Chronosbrunnen! — täufchte, da sie ihm statt des neugeborenen Zeus einen in Ziegenfell gewickelten Stein reichte! Nachträglich stellen wir die Frage: Wer von uns ist in den April geschickt worden? und welchem ist es gelungen, jemand in den April zu jagen?

Wir bereiten uns nunmehr auf die Sommerzeit im Verkehr vor. Dem Sommerfahrplan arbeiten unsere Boulevards-Restaurants vor, indem sie sich zu solchen umgestalten, das heißt also, die Restaurants, die dazu im Falle sind, richten einen Vorgarten auf ihrem breiten Trottoir ein und stellen einige Tische und Stühle, an denen alsdann serviert wird, auf. Auch unter den Lauben sieht man da und dort noch solche „Laubengärten“. Das ist sehr heimelig und schön, und wenn uns auch Straßenszenen und Massenstraßenbetriebe wie in Paris, Budapest und anderwärts nicht beschieden sind, so sieht man aus dem grünen Berstedt heraus doch allerhand unterhaltendes, namentlich an Markttagen am Bärenplatz und beim Waisenhausplatz. Der Hauptbahnhof — ist das der Hauptbahnhof? oder: wo ist der Hauptbahnhof? kann man wohl Leute fragen hören, die knapp vor dessen Pforten stehen — also der Hauptbahnhof richtet sich mit seinem Gartenrestaurant ganz genau nach dem Sommerfahrplan. „Er wird nicht anders dürren“, meint mein staatsbürgerlich erzogener junger Freund.

Also nochmals unsern Lesern viele Osterwünsche. „Sancti Christophore Protege Nos...“ Nicht nur dem Automobilisten, der auf raschen Rädern unsere Frühlingsnatur durchheilt, nicht nur dem Flieger, der die Frühlingslüfte durchkreift, sondern auch dem simplen Eisenbahnreisenden und dem noch simpleren Fußgänger sei dieses Stoßgebet nachgeschickt. Oder denken die Automobilisten aller Länder, die den heiligen Christophorus mit dem Knaben auf dem Rücken an „ihren“ Orten aufstellen, und mit dem auch die Zweckbauten am Kasinoplatz belebt wurden, bloß an ihre Bezirke? Luegumenand.



Gründungstag in Harrow. Wie alljährlich, beging Harrow School, die berühmte englische Schule, ihren Gründungstag am 12. März. Die Schüler, in Strohhut, Flanelhosen und schwarzer Toppe, versammelten sich auf dem Schulhof zum Namensappell. Unser Bild zeigt den Appell. Der Lehrer liest die Namen, und die Schüler melden sich durch Hutklüften. Photo Keystone.



Spaziergang mit Wölfen. Mr. Spens Stuart, ein Angestellter des Londoner Zoologischen Gartens, bekannt als der „Wolfsmann“, wegen seines unerklärlichen Einflusses auf Wölfe, führt zwei seiner Wolfsfreunde an jedem Morgen auf einen Spaziergang durch die Anlagen des Zoos. Die Wölfe sind an der Kette, und Mr. Stuart trägt dicke Fausthandschuhe, ist aber sonst völlig unbewaffnet. Photo Keystone.